

### Das Johann Heinrich Pleskow am Weihnachtsabend gefunden hat.

Von August Bach.  
Schluß.

Johann Heinrich hatte sich auf der Tische mit Pech und Hinder zum Ausgehen geehrt. Jetzt öffnete er die Kuchentür. „Ich komme erst spät wieder, Johannes; kein Abendessen für mich und nicht ausbleiben! Machen Sie sich einen vergnüglichen Abend heute zusammen; Sie können sich noch eine Flasche von meinem Richtwein herausholen. Und hier, dies ist dann Ihr Weihnachtsgeld.“

Er legt zwei mit Kuchentrost versehenen, sorgsam verpackte Geldtäschchen auf den Tisch und jagt schnell hinaus, ohne den Tont auf beiden abzurufen. Seine Schritte auf den Steinfliesen der Tische klangen hellend wieder in dem leeren Hause. Er öffnet die schwere Haustür und sah bedächtig ins Wetter hinaus.

Die letzten Tage hatten erst Schneefall, dann schiefen Frost gebracht. Die Weihnachtstäume fanden, wie es sich gehört, Frost und aufrecht in Räumen von weissem Schnee an allen Strofencken und freien Plätzen der alten Hofstadt.

Went er dann hatte der Frost sich aufgehört. Als es morgen am Hofe alles recht rein und weiß sein sollte, kam es nun vom Himmel herab in lauter weichen, weißen Schneeflocken, die lustig aufblühten, wenn sie das Vaterntlicht beim Niedersiegen streiften. Die ernsthaften, hochgebirgigen Häuser trugen wärrische Schneeflocken; und Johann Heinrich wollte es einen Augenblick schmecken, als es die alte, enge Straße heute Abend im Schnee sonderbar feierlich und ganz weihnachtlich ansah. Als er sich dann umwandte, um die hohe, in Eichenholz gefüllte und geschmückte Haustür ins Schloss zu ziehen, sah er das große, schlichte Kupferschild daran im Vaterntlichte glänzen — Johanna hatte es wohl zum Feste besonders schön gepußt — und er las langsam die eingetragenen Buchstaben: Johann Heinrich Pleskow. Derselbe Name grau und träge seine Räder zur weichen Nordsee wälzte, stand unter auf den mächtigen Speichen am Flusse, der er stand auf den Dächern, Risen und Häusern, die dort lagerten, und auf dem stolzen Dampfschiffe, das nach glücklichen Sommerfahrten hinaus nach Riga und Petersburg nun im Hafen seine Winterruhe hielt. Er fand geschrieben in den Archiven und Chroniken der Stadt, in den Listen der Bürgermeister und Senatoren und auf den großen Steinplatten in der hohen Marienkirche. Jedes Kind der Stadt kannte diesen Namen, und die Erwachsenen pflegten ihn in „Johann Heinrich“ abzukürzen, als ob gar kein anderer Johann Heinrich daneben in Frage kommen könnte. Und für das ganze Leben dessen, der ihn jetzt trug, hatte dieser Name eine tiefe Bedeutung gehabt. Es war ihm so oft gesagt worden, wofür ein Glanz der Vergangenheit darauf ruhe, und welche ernste Pflicht für die Gegenwart und große Verantwortung für die Zukunft ihm zu diesem Namen vermachte sei, daß er ihn schon als Kind manchmal als eine schwere Last empfunden hatte.

Als dann seine Jugend ihn leichtsinnig und lustig machte, als er mit achtzehn Jahren in Antwerpen ankam, das Leben und den langen Namen leicht zu nehmen — da war sein Vater plötzlich gestorben. Er mußte heim

und hatte dann als einziger Sohn und Inhaber der Firma das Zeine getan, um Geschäft und Namen hochzuhalten. So war er im Verlaufe von weiteren zwanzig Jahren der tüchtige, angesehene, etwas langweilige und philisterhafte Großkaufmann und Knecht geworden. Das heißt, er war nach Anlagen und Erziehung gewiß ein großer Pedant und ehrenwerter Philister, aber es fehlte auch ein Idealist in ihm, ein ganz tüchtiger Geselle, der glücklicherweise meist gebückt und klein gehalten wurde, der sich aber heute am Weihnachtsabend ganz breit und wichtig machte und dem armen Johann Heinrich all seine gewohnte Gemütsruhe nahm.

Es war eine ganz dumme und überflüssige Sache in Johann Heinrichs Leben, dieses Stücken Idealismus, das ihn zwang, heute Abend im Schneewetter draußen herumzuwachen, und ihm nicht erlaubte, bei Peterfenk „in der Familie“ Weihnachten zu feiern, das überhaupt schuld daran war, daß er noch immer nicht possend und vernünftig verheiratet war! Denn seit Johann Heinrich für Geschäft und Firma und Namen leben mußte, hatte sich alles, was er an Träumen, Wünschen und Idealen besaß, auf die eine Hofnung und Sehnsucht beschränkt, einmal eine große, echte Liebe zu haben und sich dann die Gine, Meise, Jutänstige zur Hausfrau zu gewinnen. Aber sie waren alle so ganz anders wie das helle, junge Mädchen, das ihm vorjahre, die gut erponenten und gutgekleideten Töchter der „ersten Gesellschaft“ seiner Vaterstadt, die er jeden Winter auf den Türens und Hüllen traf.

Und wenn er dann im Sommer seinen Koffer packte — er reiste jedes Jahr vier Wochen ins Hochgebirge —, dann rebete ihm sein Idealismus stöhlich ein, er werde die Rechte diesmal sicher finden und heimbringen. Aber wenn Johann Heinrich dann allein heimkehrte und wieder nichts Besonderes brauchen erlebt hatte, dann plünte und tuebelle er seine tüchtigen Wünsche und Gedanken und war für eine Weile nur der praktische Geschäftsmann, der passenden Partien der Stadt für sich im Auge behielt.

Nur daß von Zeit zu Zeit all die dumme, weiche Sehnsucht wiederkam! Gut, daß wenigstens niemand mußte, wie es mit ihm stand, — nur ihm selber war es im Kauf der Jahre klar geworden. Auch seine Mutter hatte ihn nicht verstanden und war in der tüchtigen Überzeugung gestorben, daß ihr Tod gewiß den Sohn veranlassen werde, sich im Interesse seiner Gemütsruhe nach einer ruhigen, guten Hausfrau in sein altes Haus zu holen.

Selbstent waren wieder Jahre ins Land gegangen — und Johann Heinrich war an diesem Weihnachtsabend noch immer allein. Den Festtrogan ausgekloppt, die Klende in den Kuchentrog, ging er die Straße langsam hinab. Es war kein vornehmer Viertel hier, die hohen, alten Kaufmannshäuser hatten ihre besten Tage schon gesehen. Die meisten catholischen nur Kanoniker oder waren an kleine Handwerker vermietet, denn die wohlhabenden Familien dauten sich lieber draussen in den lustigen sonnigen Vorstädten an. Und zwischen diesen alten, städtischen, zum Hofen hinabführenden Straßen lag ein Gewirke von Gäßchen, Lössen und „Gängen“, das richtige Kanoniker Viertel der Stadt, und dorthin ging Johann Heinrich Pleskow jetzt.

Natürlich war daran wieder der Idealist in ihm schuld, der ihm glauben ließ, er würde, wie am vorigen Weihnachtabend, verheiratet ein paar harte Taler auf eine Heiratbank legen können oder einem freierenden Kinde seiner

sehr vergulgt und unterfangen miteinander bei diesem interessanten Thema.

Als Johann Heinrich Abschied nahm, sang sein Tont so herzlich, und er hat so herzlich, sich bald einmal noch Hansis Besinden erlauben zu dürfen, daß Frau Doktor Hannemann sonderbare Gedanken kamen.

Der Kaufherr meinte später: „Da hat unser Hansi ja mal wieder ein Wunder vollbracht. Ich hätte nie gedacht, daß dieser kleine kleine Johann Heinrich doch auch so seine netten und gemüthlichen Seiten haben kann!“ Worauf Tante Friba den Kopf zurückwarf und erklärte, daß sie Johann Heinrich überhaupt noch gar nicht kenne und langweilig fände, und daß er sehr gut gegen Hansi gewesen wäre.

Als Johann Heinrich wieder vor seiner hohen, bunten Haustür stand, war ihm zumute, als hätte er viel erlebt, viel Schönes und Wunderbares. Er zog seinen großen, kunstreichen Handschlüssel aus der Tasche — da schlug die Tür auf dem Marienkircheturm groß. Johann Heinrich horchte still, wie die zwölf langstamen, lauten Schläge freierlich über die weiße Stadt hin schallten. Und als es ausgeklungen hatte, war ihm eins ganz klar geworden: heute hatte er gefunden, was er so lange suchte, die große Liebe! Die junge, sonnige Mädchen war die Rechte, die Eine!

Er hingte demütig und dankbar sein Haupt und trat dann stolz und siegesgewiß mit seinem jungen Glücke in sein altes Haus ein.

Und dieser große Weihnachtsglaube hat ihn nicht betrogen. Es ist freilich nicht so himmelhoch jauchzend weitergegangen. Es kamen graue Tage, an denen er sich selbst viel zu oft und langweilig für solch ein blühendes Glückselig vorkam und überzeugt war, daß sie ihn nicht haben wollte — wenn er je den Mut finden würde, sie zu fragen! Und es kamen die Wende, an denen ihm durchaus kein triftiger Grund einfallen wollte, Hannemann schon wieder zu besuchen! Aber glücklicherweise war Doktor Hannemann in solchen Sachen kein Unmensche und seine Frau eine ganz gute, und wenn es sein mußte, sogar die beste Dame. So haben sie den Johann Heinrich zuweilen zu sich ein und redeten nur miteinander über diese höchst interessante Angelegenheit.

Aber das Beste für Johann Heinrich war doch in dieser Zeit, daß sein persönliches Freundschaftsverhältnis zu Hansi Hannemann ihm gefaltete, diesen jungen Mann häufig läppige Geschenke zu bringen oder ihn zu Spaziergängen und Schlittensfahrten abzuholen und nachher wieder in der Kinderstube bei Tante Friba abzuliefern.

Am dem großen Tage, Ende Februar, als Hansi ganze vier Jahre alt wurde, hat Johann Heinrich den Mut und wohl auch das rechte Wort gefunden, denn Tante Friba hat ganz einfach „ja“ gesagt.

Im wunderschönen Monat Mai hat er dann seine junge Frau heimgeführt: in sein altes Haus, das merkwürdig freundlich und hell geworden ist, mit allerlei neuem Ausstrich und Ausputz und den vielen hübschen Stöckchen der jungen Frau Pleskow. Und wenn nur wieder der Weihnachtsabend ins Land kommt, dann ist dort im großen Festsaal unter einem hohen Tannenbaum eine weiße und bunte Bescherung aufgebaut, für die Handgenossen und für alle kleinen Hannemanns aus der Lindenstraße. Und wenn Hansi und seine Geschwister dann das alte Haus mit ihrem Lachen, Singen und Lärmen füllen, dann klingt dieser Kinderjubil Johann Heinrich Pleskows und seiner jungen Frau wie die süße Vorbedeutung eines eigenen Glückes, auf das sie heute schon leise hoffen, und das ihnen die Weihnachtsbesende der Zukunft verklären wird!

Hans sahinen Herr and Frau Doktor Hannemann es als die selbsterhöchste Sache von der Welt anzusehen, daß Johann Heinrich diesen Weihnachtsabend bei ihnen verlebte. Es wurde gar nicht viel darüber gesprochen — aber Johann Heinrich blieb richtig am Heiligabend in einer Familie, in der er nie verlehrt hatte, blieb ohne Gehrod und ohne viele Nebenarten, — so leichtsinnig und formlos war Johann Heinrich mit einem Male geworden!

Hannemanns nahmen ihn mit in ihre Wohnzimmern, das heute ganz freierlich ausfiel mit dem großen, bunten Tannenbaum und all den darunter aufgehauenen bunten Spielsachen. Da war am Fenster auch ein kleiner Tisch mit einem rosafarbenen Ballkleidchen und einer Gedichtsammlung. Johann Heinrich ahnte sofort, daß das für die Tante bestimmt war, und interessierte sich lebhaft dafür.

Neugierig wurde er hart von Doktor Hannemann in Anspruch genommen und beschäftigt. Er mußte auf eine Zeitweiliger steigen und die schiefstehenden Kerzen am Bama gerade stellen. Er mußte bunte Bilderbogen und Tannenzerweige ringsum an den Wänden anheften und bewies sich bei all diesen Verrichtungen als recht willig und ungeschickt.

Nun schied Doktor Hannemann auch seine Frau hinaus, um ihr sehr geheimnisvoll einige Geschenke aufzubauen, die sie schon längst entdeckt und begutachtet hatte. Johann Heinrich machte denweil die Hüter des Saalens anzuhören. Dann kam es die Schritte herunter wie viele ungeschuldig trappelnde Kinderfüßchen und wie ein weiches Knirschen von Frauenkleidern.

Das alte Weihnachtslied „Kom Himmel hoch“ wurde draußen auf dem Flur angestimmt, Doktor Hannemanns Klingelbein diesmal ganz gewaltig — dann kamen sie herein, paarweise, wie das bei Hannemanns Brauch war, erst die Kleinen, dann die Großen, und Johann Heinrich trat zurück hinter den Tannenbaum, damit niemand merkte, wie weich ihm und Herz geworden war.

Webrigens bekümmerte sich jundschst niemand um ihn. Hannemanns feierten ihren Weihnachtsabend so fröhlich, jabelnd und lärmend, wie ihn zur eine gesunde, kinderreiche Familie feiern kann. Die Tante war einen Augenblick außer sich vor Entzücken über ihre köstlichen Geschenke. Dann lebte sie aber nur noch für die Kinder, konnte zwischen ihnen an der Erde, zog himelische Puppen aus und wieder an und ließ einen Eisenbahnzug gegen alle Möbel oxerren. Die Hauspferden war durchaus nicht Johann Heinrich, sondern Hansi, der sich nach der überstandenen Gefahr unendlich wichtig vorkam, lange Geschichten von „dem Polyp“ erzählte, für seinen Vetter aber eine wohlwollende Haneigung zu empfinden schien. Diese artete später in eine solche Jutdringlichkeit und Aufgefassenheit aus, daß er gegen neun Uhr auf Befehl seiner Mutter laut heulend zu Bett gebracht wurde.

Denn offen die großen Leute, etwas feierliche, in dem kleinen Stzimmer zu Abend, und Johann Heinrich hatte dabei die brennende Sehnsucht, eine eingehende Unterhaltung mit der Tante anzuhängen. Nur wußte er durchaus nicht den richtigen Anfang dazu zu finden und mußte gebulbig alle alten Schulgeschichten anhören, die Dr. Hannemann feiernd vergulgt und ihrer gemeinsamen Vergangenheit andrunt.

Hier als sie nach Tisch miteinander im Weihnachtszimmern saßen, fand Johann Heinrich doch das richtige Thema: Hansi Hannemann! Er wagte es, Tante Friba, die so recht hell und jung vor ihm unter dem dunkeln Tannenbaum stand, geradezu anzureden mit der großen Bemerkung, daß Hansi doch ein reizender Junge sei. Sie wurde sofort ganz verbet und setzte ihm Hansis Vorgänge, Taten und Abenteuer in einer längeren Rede anscheinend. Es wurde Johann Heinrich sehr leicht, darauf einzugehen und herzlich darüber zu lachen, und so wurden sie denn

